

**Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe.** Nach der Ausgabe der Benediktiner von Solesmes von Johann Weißbrodt. 4. und 5. Auflage. Herder, Freiburg i. Br. 1916. XVIII und 624 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß ein Werk wie die Schrift der heiligen Cisterzienserin Gertrud von Helfta sich immer mehr Bahn bricht; ist doch „der Gesandte der göttlichen Liebe“ eine der schönsten und herrlichsten Perlen mittelalterlicher Mystik. Wie das verborgene Blüten der Wunderblume in den stillen Klostermauern des Konventes von Heldenpede, so ist auch ihre Schrift von eigenartiger Schönheit. Ein zarter Hauch tiefer Gottinnigkeit weht aus ihren Zeilen, in welchen die feinfühlende, reichbegnadete Cisterzienserin das hohe Lied von der großen, allumfassenden Liebe Gottes zu den Menschen singt. Lieblich wie feierliches Glockengeläute, das an frühem Sonntagmorgen in vollen Akkorden über die weite Gottesau dahinzieht, ertönt aus ihr der Hochgesang des göttlichen Herzens Jesu und, leise verklingend, zittert er nach in den Saiten der lauschenden Seele. Mit Recht hat man St. Gertrud die erste Sängerin des göttlichen Herzens Jesu genannt. — In einer trefflichen Einleitung entwirft zu diesem vorzüglichen Band von »Herders aszetischer Bibliothek« P. Anselm Manser aus Beuron mit liebevoller Hand „St. Gertruds Leben im Abriß“ und mit kurzen Strichen orientiert er über den Geist und Zweck des „Gesandten“. Vor allem betont er dessen unvergänglichen Vorzug, indem er ihn als „eine mystische Auslegung vieler Teile der lateinischen Liturgie und einen beschaulichen Führer durchs Kirchenjahr“ charakterisiert, von dem man lernen könne, die heilige Liturgie für das Seelenleben fruchtbar zu machen, weshalb er ihm in Zeiten liturgischen Aufschwunges die Erfüllung einer besonderen Aufgabe zuschreibt (S. 15). Unter anderem bezeichnet er den „Gesandten“ als ein ernstes, gründliches Trostbuch, dessen Worte, aus dem Leben geschöpft, auch heute ihre Kraft nicht verloren haben. Für eine künftige Neuauflage (die 3. Auflage ist in den Studien 1911 S. 357 f besprochen) möchten wir wünschen, daß P. A. Manser auch eine Bemerkung über die Beurteilung der Offenbarungen des „Gesandten“ einfließen lasse. Im Interesse der Leser, namentlich der Leserinnen, würden wir dies dankbar begrüßen.

Mariensatt.

P. Gilbert Wellstein.

**Die Baukunst der Cisterzienser.** Von Hans Rose. Mit 88 Abbildungen und 4 Tafeln. Lex. 8<sup>o</sup>. 144 S. Verlag F. Bruckmann, München 1916. 6.— M!

Der Verfasser vorliegender Arbeit stellt sich „auf den Standpunkt, daß die Bauregel der Cisterzienser durchaus das retardierende, keineswegs das schaffende Moment, in der Ordensbaukunst ist und diese leichter aufzufassen sei als eine bestimmte Phase der burgundischen Frühgotik, für deren Eigenart der Ordensgeist in zweiter Linie verantwortlich ist“ (S. 1). Er hält die Deutung eines bestimmten Bautypus als des ausschließlich cisterziensischen für eine Willkürlichkeit und möchte ihre Kunst verstehen: „als das besondere Erzeugnis Burgunds, dessen Frühgotik im 12. Jahrhundert allein von den Cisterziensermönchen gestaltet und dann als kanonische Ordens-Baukunst von der Weiterentwicklung zur Hochgotik ausgeschlossen wird“ (S. 6). Demzufolge sucht er „die Baukunst der Cisterzienser anzuknüpfen an eine spezifisch burgundische Baugesinnung, die sich im Laufe des 12. Jahrhunderts auseinanderzusetzen hat mit dem ihr wesensfremden nordfranzösischen Baugedanken, mit den Aufgaben der Gotik, deren Aktualität als Zeitstil auch die burgundischen Gebiete in Mitleidenschaft zieht“ (Ebd.). Dieser Gedanke, der allzusehr auf aprioristischen Voraussetzungen basiert, ist nicht neu und hat vieles für sich, aber trotzdem läßt sich ein

zwingender Beweis für seine Richtigkeit nicht erbringen. Auch Roses Ausführungen sind, eben weil sie zu lückenhaft sind, nicht völlig überzeugend und somit bleibt die ganze Frage ein noch ungelöstes Problem. Damit soll aber die recht interessante und fleißige Arbeit als solche durchaus nicht abgelehnt werden; denn ein jeder, der sich in Zukunft mit der Baukunst der Cisterzienser beschäftigen wird, muß ihr die gebührende Beachtung schenken und darf sie nicht unberücksichtigt lassen. — Daß der Verfasser bei seiner Arbeit sich nur auf die angegebene Literatur beschränkte, dürfte umsoweniger eine Billigung finden, als eine ganze Anzahl ausgezeichnete Monographien namentlich über die Kirchen norddeutscher Cisterzienserklöster erschienen ist. Ebenso befremdet auch seine mitunter zu schwülstige Ausdrucksweise, die zur Besprechung der einfach-reinen und strengen Bauart der grauen Mönche gar nicht zu passen scheint. Leider sind unter den sonst guten Abbildungen einige nicht gelungene Aufnahmen, was auf eine ungenaue Einstellung des photographischen Apparates zurückzuführen ist. Daß nach der Ansicht des Autors der Cisterzienserorden die nichts weniger als eintönige Feldarbeit „zur Grundlage des mönchischen Tagwerks ausersehen“ haben soll (S. 1), ist eine Behauptung, die nur einem Mangel an Verständnis für den eigentlichen Ordensberuf entspringt und weiter nicht ins Gewicht fällt. Seine Erklärung über den Zweck der Vorhallen, die er als Versammlungsraum für die Arbeiterschaft der Grangien („Vorwerke der Hauptsiedlung“?) ansieht, ist unbefriedigend und nicht zutreffend, wie auch die Heranziehung des Ordo Farfensis nicht imstande ist, in diese Frage Licht zu bringen. Sie kommt im Orden auch nur vereinzelt vor und hat somit m. E. nur lokale Bedeutung und ist demgemäß zu beurteilen. Wenn Rose bei der Marienstatter Abteikirche (S. 112) das durchwegs offene Strebesystem nicht konstruktiver Kühnheit, sondern ihrem instabilen Baumaterial zuschreibt, so halte ich dies für eine gänzliche Verkennung der Tatsachen, wobei übersehen wurde, daß die architektonischen Gliederungen in Haustein (Trachyt) ausgearbeitet sind und die Füllungen nur Bruchschiefer enthalten. Sehr dankbar wäre ich dem Verfasser gewesen, wenn er (S. 103) die recht altertümlichen Vorbilder genannt hätte, worauf das Chor von Marienstatt zurückdeutet. Nach meinem Dafürhalten ist es von dem Chore zu Heisterbach viel abhängiger, als es auf den ersten Blick den Anschein hat; denn auch hier macht sich das innige Verhältnis zwischen den beiden Abteien durch seinen Einfluß geltend. In den Formen des Marienstatter Chores spricht sich nicht, wie der Verfasser behauptet, eine Rauheit als vielmehr eine gewisse Anmut und Eleganz des Gesamtbildes aus.

Um das große Interesse, dem vorliegende Arbeit begegnete, zu bekunden, habe ich vorstehende Einzelheiten herausgegriffen, und ich stehe nicht an, sie allen Kunstbessenen aufs wärmste zum Studium zu empfehlen, wenn ich mich auch, wie gesagt, ihrem Grundgedanken gegenüber mehr ablehnend verhalte.

Marienstatt.

P. Gilbert Wellstein.

---

**Handschriftliche Missalien in Steiermark.** Von Dr. Joh. Köck. Festschrift der k. k. Karl-Franzens-Universität. „Styria“, Graz 1916. (200 S.) 4.— K.

Die Festschrift hat 3 Hauptteile, wovon der erste 76 Handschriften nach Form und Inhalt ausführlich beschreibt. Das Alter und die Provenienz werden jedesmal soweit als überhaupt möglich bestimmt. Manche gehen noch ins 12. Jahrhundert zurück, ebenso finden sich solche aus dem 13. und 14. Jahrhundert; die meisten sind wohl vom Ausgang des Mittelalters. Die Jahnhundert wechselnde Einteilung und besondere Eigentümlich-